

Alle Christgläubigen, Klerus wie Laien, mögen der Berufung zur Heiligkeit in der Kirche bereitwilliger folgen. Allgemeine Gebetsmeinung für Juli 1966

1. Die Gebetsmeinung hat einen zweifachen Hintergrund. Der eine ist das fünfte Kapitel der Konstitution *Lumen gentium* über: „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“. Wie das erste und vor allem das zweite Kapitel versteht es Kleriker wie Laien zunächst gleichermaßen als Erlöste und Glieder des Gottesvolkes aus dem gemeinsamen Quell der erneuernden Taufgnade Christi. Gleichförmigkeit mit Christus ist daher allen aufgegeben. Der andere Hintergrund ist die noch ungeklärte vorkonziliare Tradition der Heiligkeit, teils als kultische Aussonderung im alttestamentlichen Sinn, teils als methodische Praxis der Heiligung in einem mehr hellenistischen als neutestamentlichen Streben nach sittlicher Vollkommenheit, die für Kanonisationsverfahren „heroische Tugenden“ erfordert. Sie gehören freilich nicht zum Leitprinzip der Pastoral. Aber in Verbindung mit einem vulgären Moralismus hat diese Tradition dazu beigetragen, daß bei den Gläubigen die Begriffe „heilig“ und „Heiligkeit“ sehr abgenutzt, mißbraucht und mißverständlich geworden sind. Für Menschen der modernen Welt mit ihrer funktionalen Sachlichkeit sind sie schon sprachlich kaum erträglich und schwer zu verwirklichen, obwohl wahre Heiligkeit gefragt ist und auch andere Christen wie Weltmenschen nachdenklich wurden, seit sie einer Gestalt wie Johannes XXIII. begegneten. Die Krise der wesentlich sakralen, aufs Außerordentliche schauenden Heiligkeitsvorstellung berührt die Gebetsmeinung, wenn sie den Akzent auf das „promptius“, die größere Bereitwilligkeit, legt, den Ruf der Kirche durch ein heiligmäßiges Leben zu beantworten. Um der guten Intention gerecht zu werden, ist eine Bereinigung und Entkrampfung der spirituellen Atmosphäre vom Neuen Testament her ratsam.

Eine notwendige Bereinigung

Bei dieser Klärung scheiden die evangelischen Räte aus, da sie nicht alle Christen, Geistliche wie Laien, unmittelbar betreffen, ebenso die kultische Aussonderung und Weihe nach dem Alten Testament, obwohl sie in der Sakramentstheologie des Apostels Paulus teilweise und analog auf die Lehre von der Christuserfahrung eingewirkt hat. Es bleibt jedoch eine Spannung, die zur christlichen Existenz notwendig gehört. Die Getauften sind in der Kirche der Zwangsherrschaft der Sünde wie dieser Welt im Prinzip entnommen, sie können und sollen ihr nicht gleichförmig sein (Röm. 12, 2). Die Exklusivität der eucharistischen Gemeinschaft des Volkes Gottes bewahrt sie vor der Gemeinschaft mit anderen Idolen (1 Kor. 10, 20f.), aber sie ist eingebettet in die erlösungsbedürftige Welt, und diese soll in brüderlicher Solidarität und übernatürlicher, vom Heiligen Geist empfangener Liebe illusionslos mit Christus angenommen werden. Heiligkeit ist Ähnlichkeit mit Christus, ihrem „Urheber und Vollender“. Sie ist daher weltbezogen! Eine andere, mehr der theologischen Doktrin entstammende Spannung besteht zwischen dem passiven Geheiligtsein durch Taufe und Glauben der Kirche und dem bewußten, willentlichen oder existentiellen *Vollzug* der empfangenen Berufung, und zwar im Leben dieser Welt von heute, die einer Berufung zur Heiligkeit sehr eigene Probleme aufgibt. *Lumen gentium* (Abschnitt 40) sagt nur: die Christgläubigen, denen allen der Heilige Geist gesandt ist, „sind von Gott nicht kraft ihrer Werke, sondern aufgrund seines

Gnadenbeschlusses berufen und in Jesus, dem Herrn, gerechtfertigt, in der Taufe des Glaubens wahrhaft Kinder Gottes und der göttlichen Natur teilhaftig und so wirklich heilig geworden. Sie müssen die Heiligkeit, die sie empfangen haben, mit Gottes Gnade im Leben festhalten und vervollkommen.“ Wirklich heilig? Paulus sagt, sie haben die „Anzahlung“ des Geistes (Eph. 1, 14). Sie sind also gleichsam auf das Christusgeschehen „umgeschaltet“. Eines Tages beginnt nun in der Kirche das persönlich zu übernehmende neue Leben. Daher wird an das Wort Jesu in der Bergpredigt erinnert: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Matth. 5, 48). Hier droht aber eine Verwirrung der Sprache wie der Sache, des Heilig- oder Vollkommenseins.

Die Heiligkeit Jesu erkennen

2. Diese Verwirrung, zu der Laien offenbar nicht befragt wurden, obwohl es ihre eigenste Sache ist, hat das Kapitel über „die allgemeine Berufung zur Heiligkeit“ nicht geklärt, da es im weiteren von einer „Steigerung“ der Heiligkeit in den verschiedenen Ständen spricht. Dabei erhält der zölibatäre und geweihte Klerus wieder eine Sonderstellung. In der Konzilsdiskussion über das Priesterdekret bzw. über die Priesterausbildung erfuhr sie allerdings erhebliche Kritik. Kardinal Döpfner warnte vor der Meinung, man könne mit der Weihe „eine Art Übermenschen“ machen, Bischof Fernández-Conde von Córdoba beklagte den „utopischen Spiritualismus“, der aus Menschen Engel machen möchte. Aber die Grundfrage wurde nicht erörtert, ob „Heiligkeit“ sakral sein muß oder ob sie nicht auch entäußert und verborgen in säkularer Gestalt möglich ist. Der Schluß des fünften Kapitels von *Lumen gentium* läßt die Frage offen, wenn er von der vollkommenen Liebe sagt, sie solle alle dahin führen, im Umgang mit dieser Welt sich so zu verhalten, als hätten sie sie nicht (nach 1 Kor. 7, 31). Für die Gläubigen, die heute angestrengt im „Machen“ und Vervollkommen der technischen Zivilisation einem zweckbestimmten Ethos verhaftet sind, ist diese Distanz schwer einzusehen und zu leisten, abgesehen vom Konsumzwang der glanzvollen Erzeugnisse. Sie macht das promptius im Befolgen der Berufung zur Heiligkeit hart, solange „heilig“ als etwas Sakrales neben der Welt erscheint. Vielleicht gibt es einen klaren, befreienden Ausweg darin, daß die Heiligkeit Jesu deutlicher und nüchterner erkannt wird, um Abstand sowohl von moralischer Perfektion wie von rein liturgischer Aszese zu gewinnen. Die Mahnung Jesu zum Beispiel, vollkommen zu sein wie der himmlische Vater, folgt auf eine Belehrung gerade der weltverschlossenen, sich absondernden Frommen über die Feindesliebe. Feinde waren damals die Unreinen, Zöllner, Römer, Heiden. Jesus wählt als Gleichnis nicht das Ideal einer überirdischen Vollkommenheit Gottes im Sinne der hellenistischen Gotteslehre, sondern er verweist mit dem ihm eigenen Realismus auf die Natur, um unwiderlegbar zu überzeugen. Er sagt: Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, d. h., er richtet nicht vor der Zeit, wie es die Frommen tun. Denn Gott will seine sich verlaufenden, verlorenen, den Zwängen dieser Welt verfallenen Menschen wieder haben. Darum setzt sich Jesus mit ihnen zu Tische, sucht ihre Nähe, schenkt ihnen Gemeinschaft, heilt und heiligt sie durch seine „anspruchlose“ und dadurch verwandelnde Gegenwart, ohne Stirnrunzeln und erhobenen Zeigefinger. Seine Vollkommenheit verzichtet im Unterschied zu den exklusiven

Sekten der Pharisäer oder der Qumranleute auf moralische Dispositionen. Gottes Gnade erweist er stillschweigend als brüderliche Liebe in der provozierenden Entäußerung zur Knechtsgestalt, ungeachtet der folgenden Leiden. Damit lädt er zur Nachfolge und zur Nachahmung ein.

Sollen die Christgläubigen, Priester wie vor allem Laien, bereitwilliger diesem Ruf folgen, so müßte von ihnen die Last einer aszetisch überfrachteten Kirchensprache genommen werden, die als Frucht einer leibfeindlichen Spiritualität und eines iro-schottischen Rigorismus die Moraltheologie durchsetzt, ausgenommen etwa bei den Ansätzen zu einer neuen Ehemoral in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der modernen Welt. Eine solche Befreiung ist weder unerlaubt noch unerfüllbar, sie wirkt zunächst wohl etwas anstößig und undurchsichtig, weil die erwähnte Konstitution das Verhältnis von Kirche und Welt nicht eindeutig auf neutestamentliche Grundlagen gestellt hat. Das wird dank ökumenischer Kritik im interkonfessionellen Gespräch sicher nachgeholt, zumal wenn die Weltkonferenz „Kirche und Gesellschaft“ im Juli 1966 das Verhältnis von Evangelium und technischer Zivilisation sachgemäßer formulieren sollte.

Gleichförmigkeit mit Christus heute

3. Unterdessen gehen auch katholische Bemühungen um die zeitgerechte, säkulare Erschließung des Evangeliums weiter, obwohl sie z. B. in der Mischehenpraxis noch durch eine vorkonziliare Kanonistik blockiert werden, die sich auf das Sakramentsrecht beruft, aber nicht zu beachten scheint, daß Sakramente primär Gnadengaben und nicht Gesetze sind. Der unfehlbare Maßstab für die Heiligkeit in der Kirche, dem Sakrament Christi, ist die Heiligkeit Jesu, d. h. seine Übereinstimmung mit dem weltzugewandten, sich selber preisgebenden Heilswillen Gottes. Hier kommt es darauf an, wie die so häufig zitierte Gleichförmigkeit mit Christus evangeliumsgemäß gedacht wird. Das selten verwandte Wort bei Paulus meint nicht ein bestimmtes Bild, eine sakrale Gestalt, sondern das innere Wesen einer geisterfüllten Dynamik, wie Jesus sie lebte und lehrte. Es gibt eine restaurative liturgische, auch gesetzlich verstandene Gleichförmigkeit mit einem sakral-hierarchisch übermalten Christusbild, wie es vor dem Aufblühen der Bibeltheologie selbstverständlich war. Daneben wirken die zaghaften, aber elementaren Ansätze jener Gruppen der Konzilsväter, die den sakralen Raum verlassen wollten, um die anonyme — vom Evangelium selber als anonym gekennzeichnete — Gegenwart Christi in den Armen, Hungernden und Entrechteten zu suchen (nach Matth. 25, 35 f.; vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 420, und ds. Jhg., S. 68 f.). Diese Besinnung auf den säkularen, in dieser Welt verborgenen Christus hat erst begonnen. Sie wird sich zweifellos mit den vielen Rufen in der ganzen Christenheit verbünden, das Wirken des Geistes Christi auch bei den kirchlich Abwesenden zu entdecken.

Heroische Selbstentäußerung des Weltmenschen

Diese gläubig-fragende Hinwendung zum verborgenen Christus in der Welt von heute, deren dämonische Züge nicht verkannt werden, gibt der Christusförmigkeit, evangeliumsmäßig gesagt: der Nachfolge in der Weise des Gottesknechtes, eine säkulare Mächtigkeit. Von der Liturgie wird sie eher verdeckt als angeregt. Diese Welt kennt unsagbar viel Selbstentäußerung des Menschen bis

zur Selbstentfremdung, etwa in der geforderten Präzision der Hingabe an technische Arbeitsprozesse, in der Sachlichkeit verantwortlichen Kalkulierens, das immer auch um Menschenleben geht, in der heroischen Disziplin von Düsenpiloten und Weltraumfahrern. Eine kleinkarierte christliche Aszese erscheint demgegenüber zuweilen stümperhaft und selbstisch. Eine Meditation dieser nüchternen Berufsmoral würde dazu beitragen, die „allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ verständlich, ja „hautnah“ am Menschen von heute auszusagen. Sie könnte entdecken, wie erstaunlich modern die Mahnung Jesu an die gloriesüchtigen Jünger ist, sie sollten gleich ihm für die Erlösung der vielen wie Sklaven dienen (Mark. 10, 45). Dieses überzitierte, immer faszinierende Wort Jesu könnte, frei von liturgischer Verkapselung, ein praktischer Ratgeber für Heiligkeit im wirklichen Leben dieser Zeit sein und für die Zukunft der Menschheit planen, statt vorgeformte Ideale der Vergangenheit zu wiederholen. Man brauchte dann nicht Werke der Selbstabtötung zu ersinnen, sie werden uns ja ständig abgefordert. Und was sich Menschen — vielleicht sehr vorübergehend! — als Konsumrausch leisten, hinter dem viel Angst steckt, ändert doch nur wenig an ihrer forma servi, es ist mehr Betäubung und Selbstbestätigung, um in dieser rationalisierten und doch so undurchsichtigen Wirklichkeit Mensch zu bleiben, wenn die stärkeren Antriebskräfte der Gnade fehlen. Würden solche Menschen nicht eher das Evangelium hören, wenn es ihnen nicht altmodisch präsentiert oder in unverdauliche Sakralität verpackt würde? Gewiß, Heiligkeit gibt es nicht ohne Erfüllung der Gebote (Joh. 14, 21 f.), ohne die Frucht des Geistes (Gal. 5, 22) und das anhaltende Gebet. Aber erstes Erfordernis einer „heiligmäßigen“ Christusförmigkeit, die ja doch immer der wirksamen Erlösung von Menschen gilt und die Mittel dafür will, wäre die Selbstentäußerung im Gebrauch unverständlich gewordener theologischer Vokabeln und das Erlernen einer Glaubenssprache, die auch Menschen dieser Welt verstehen. Die Frage, übrigens ein unerfüllter Auftrag von Papst Johannes XXIII., trifft Geistliche wie Laien.

Daß die publizistischen Mittel in den Missionen Asiens mehr und mehr der Verbreitung des Evangeliums dienen. Missionsgebetsmeinung für Juli 1966

Schon verhältnismäßig früh wurde im Ablauf des Zweiten Vatikanischen Konzils am 4. Dezember 1963 das Dekret über „die Werkzeuge sozialer Kommunikation“ (d. h. der publizistischen Mittel) veröffentlicht (Text in Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 498 ff.). Wie das Vorwort des

Dekrets erklärt, sind damit jene erstaunlichen Erfindungen der Technik gemeint, die die menschliche Geisteskraft gerade in unserer Zeit entwickelt hat, um nicht nur den einzelnen Menschen, sondern die Masse und die ganze menschliche Gesellschaft erreichen und beeinflussen zu können: die Presse, der Film, der Rundfunk, das Fernsehen. Da die Kirche der Verkündigung des Evangeliums unbedingt verpflichtet ist, muß sie die Heilsbotschaft auch mit Hilfe der publizistischen Mittel verkündigen, und das Dekret stellt Grundsätze über deren richtige Anwendung auf. Papst Paul VI. schuf zur Erfüllung seiner obersten Hirtenpflicht auf diesem Gebiete am 7. März 1964 die „Päpstliche Kommission für Publizistik“ (Motu proprio „In fructibus multis“. Text: Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 501). Eine ihrer ersten Aufgaben, die